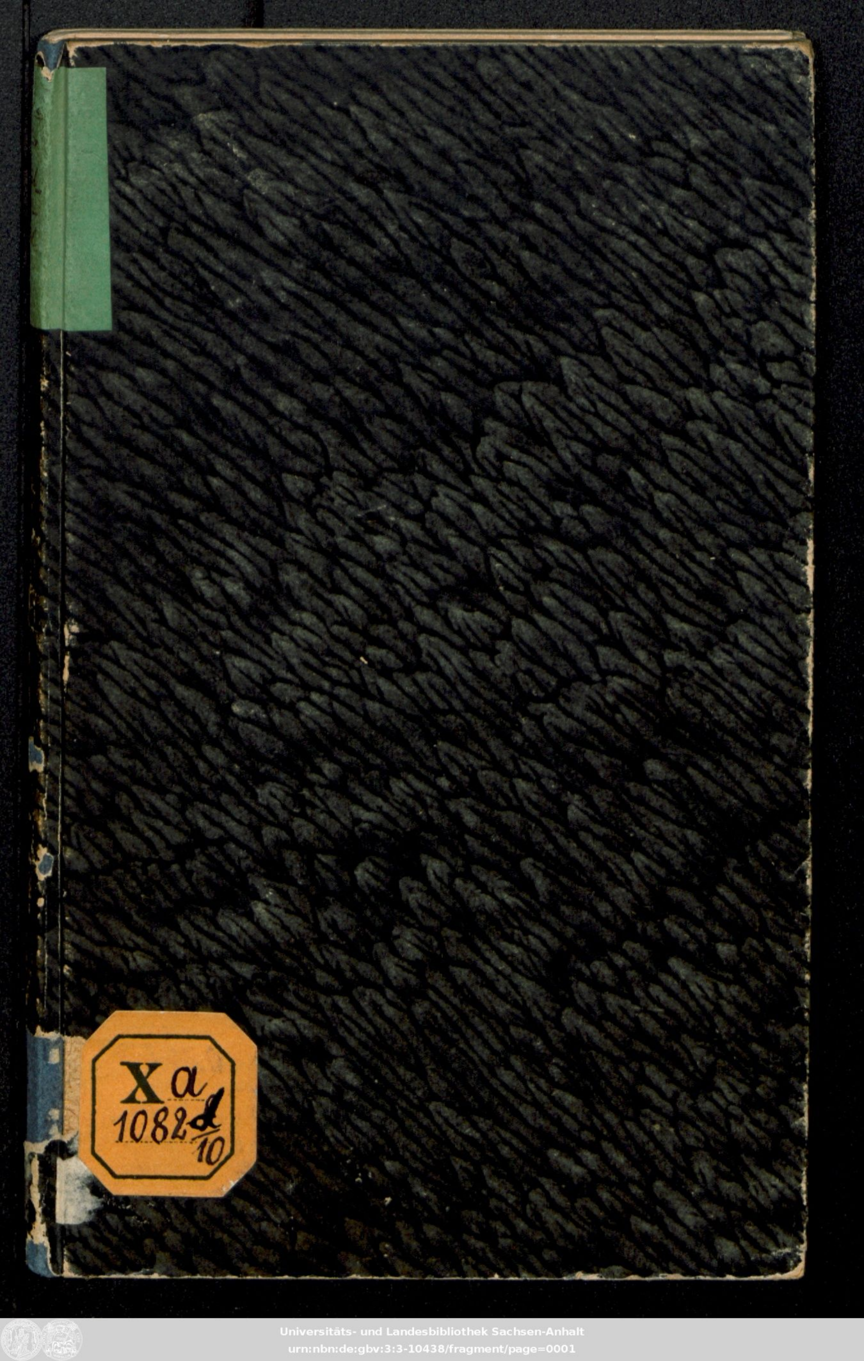
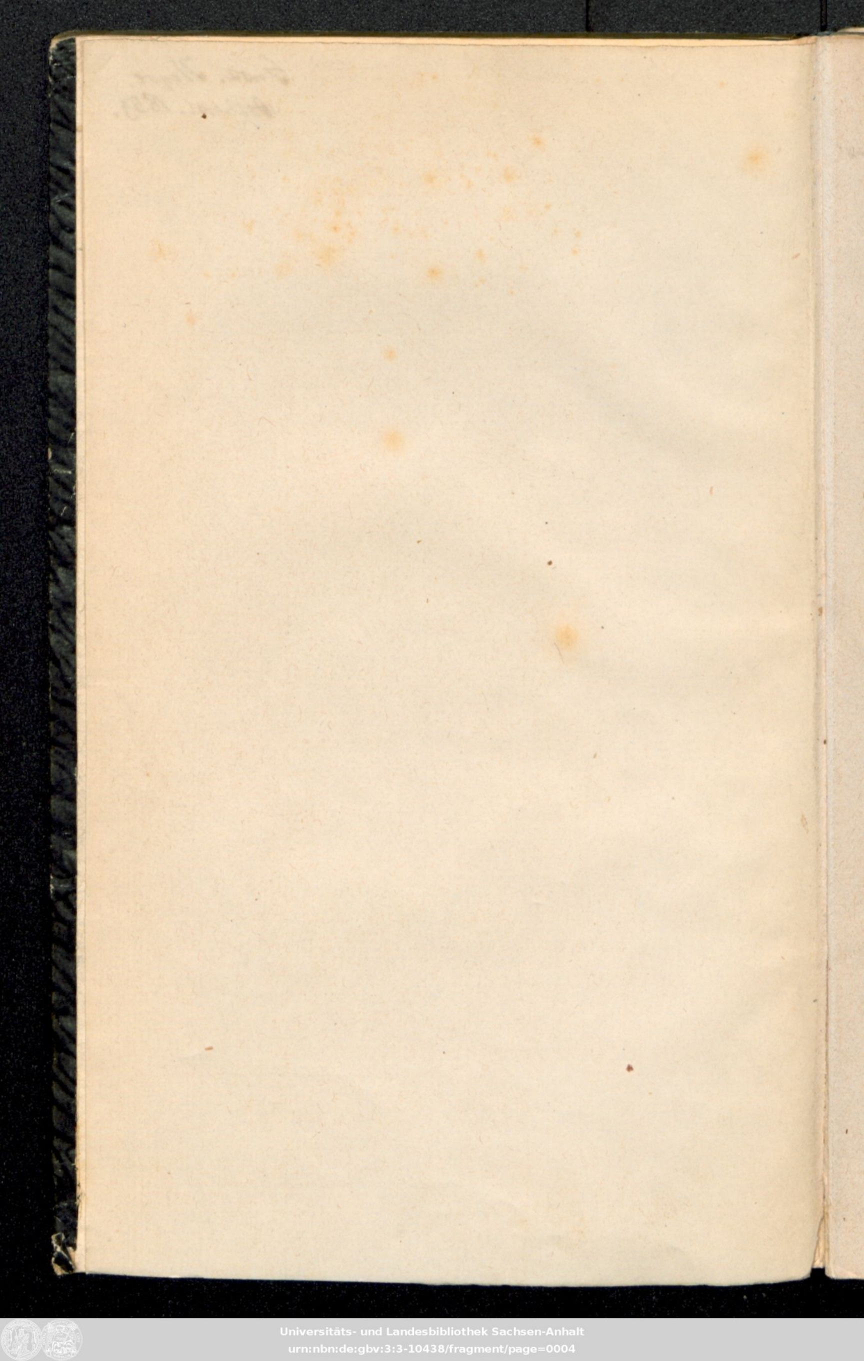


auch andere Ausg.!



Gust. Heyse,
Aschersl. 1859.



Das Leben

des

alten Köhlermeisters Hillebille.

Eine Volksschrift

von

Heinrich Pröhle.



Hamburg, 1859.

Agentur des Rauhen Hauses.


UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK *
HALLE
(SAALE)


Universitäts-
Bibliothek
Halle

Meinem Freunde Georg Schulze,

Pfarrer in Altenau bei Clausthal
auf dem Oberharze,

dem Sammler und Herausgeber der Gedichte in
der Harzsprache,

gewidmet.

Vorwort.

Im Jahre 1855 erhielt ich die Aufforderung, dem für Sachsen bei Voigt und Günther in Leipzig und für Preußen in einer eigenen Verlagsexpedition erscheinenden Volkskalender von Karl Steffens eine Erzählung zu liefern. Ich nahm hieraus Veranlassung, vor drei Jahren in Wernigerode am Harze die nachfolgende kleine Erzählung niederzuschreiben. Der Jahrgang von Steffens' Volkskalender, welchen sie eröffnete, soll, noch bevor das Jahr anbrach, für den er bestimmt war, in einer neuen Auflage erschienen sein.

Um dieselbe Zeit trat ich in den Lehrstand, und habe jetzt auch das Glück, Religionslehrer zu sein. Ich erwähne dies gern, indem ich diese Erzählung als eine eigene Volksschrift der Oeffentlichkeit übergebe. Der Volksschriftsteller soll ja immer ein Schulmeister oder auch ein Schulgeselle sein. Im Grunde war ich's bereits, als ich durch dies Bild im beschränktesten Rahmen zu zeigen versuchte, wie man tüchtig und glücklich werden kann.

Der Name des alten Köhlermeisters schon wird den Eingeweihten errathen lassen, daß ich in diesem Schriftchen wieder die Bergfahne vom Oberharze aufpflanze. Die Hille-Bille ist ein Brett, welches der Köhlermeister neben seiner Hütte an einem Baume befestigt. Wenn er daran schlägt, so hallt es durch den ganzen Wald und ruft seine Knechte und Knaben zusammen. Man macht in China und machte, wie ich aus einer mittelhochdeutschen Dichtung ersehen habe, im deutschen Mittelalter von einem solchen Geräthe einen noch ausgedehnteren Gebrauch.

Auf den Bergen des Harzes ertönen wohl viele helle Glocken. Am 13. April 1858 riefen sie mich in die Schloßkirche zu Wernigerode, Weihnachten in die Schloßkirche zu Quedlinburg, wo Heinrich der Vogelsteller begraben liegt. Dazwischen möge auch die Hillebille noch lange von den Harzbergen herabschallen zur Ehre Gottes und zum Zeugniß für ein gesundes und kräftiges Volksleben. „Es freue sich der Berg Zion, und die Töchter Juda's seien fröhlich um deiner Rechte willen.“

Mülheim an der Ruhr in der Rheinprovinz,
Lichtmeß 1859.

Dr. Heinrich Pröhle.

Wie beginnt es sich doch in einem Köhlerdorfe zu regen, wenn die erste Lerche singt! Eine große Messe wird dann abgehalten, denn der Köhler beschäftigt sich während des Winters in der Regel mit Holzfällen, und die Pferde, deren er sich in seinem „Kohlhai“ bediente, sind im Herbst verkauft; im Frühling führen die Juden, die in einem am Gebirge, da wo die große niedersächsische Ebene beginnt, liegenden Bauerndorfe sich festgesetzt haben, ihnen neue Pferde zu. Sie kaufen deßhalb den Ackerbauern für wenige Thaler ihre schlechtesten Pferde ab, und es ist wunderlich zu sehen, wenn man um die Zeit, wo eben die ersten Gräserchen hervorsprießen, nach dem Judendorfe Förste am Harze kommt, wie die „Pferdejuden“ um's Dorf her liegen und die Pferde weiden, die sie den Köhlern verkaufen wollen, damit sie sich an's Grasen gewöhnen, denn ein Köhlerpferd muß sich den ganzen Sommer hindurch von dem Grase ernähren, das es sich im Walde suchen kann, und geht des Nachts mit zusammengebundenen Vorderfüßen, doch ohne Hirten, im Walde umher. Es wird nur dazu

gebraucht, das gefällte Holz aus dem geringen Umkreise, der einem Köhler angewiesen ist, nach den Meilern, deren er gewöhnlich mehrere in geringer Entfernung von einander unterhält, zu fahren; dagegen werden die fertigen Kohlen von eigenen Fuhrleuten, die ihre Arbeit in Accord nehmen und mit besseren Pferden verrichten, nach den Hütten geholt. Die Juden nun, die mit den magern Pferden im Frühling in die Bergdörfer geritten kommen, sind gewiß die seltsamsten Vögel, welche der Frühling dorthin bringt. Pferde mit Fontanellen am Leibe werden zuweilen von Männern dahergeritten, welche Brillen tragen. Im Stalle des Wirthshauses gehn die Juden hinter ihren Pferden hin und her wie hungrige Wölfe, und stecken ein einziges Bund Heu auf der Raufe von einem Pferde zum andern hin und her, damit sie für Futterkosten so wenig als möglich Auslagen haben. Es wird beim Handel „gepatscht,“ daß die Berge wiederhallen. Zuletzt sagen die Juden jedesmal, sie hätten die Pferde an die Köhler verschenkt; und so geht's in jedem Frühling.

Ist nun der Tag des Pferdehandels schon ein Festtag für das ganze hannöversche Bergdorf, so ist dies noch mehr der nächstfolgende Montag, an dem die Köhler mit Sack und Pack in den Wald ausziehn, um oft mehrere Meilen weit von ihrem Dorfe für den Sommer, jeder einzeln und weit von den andern, unter den Buchen ihre Hütten zu bauen.

An einem solchen Montage in aller Frühe trat der alte Köhlermeister Hillebille, welcher selbst nicht

mehr mit in den Wald zog, vor sein Gehöfte zu Lerbach. Sein junges Rind, das in diesem Jahre zum ersten-Male auf die Weide zog, führte er diesmal selbst an den Hörnern heraus. Es schlug mit den Hinterbeinen lustig aus und wollte, statt auf der Heerstraße zu bleiben, gerade an der steilen Berglehne emporgehen. Ruhig ertrug das der alte Köhlermeister, aber „Dumm-bart!" rief er ihm nach, als er es, da eben die Kuh-heerde vor seinem Gehöfte angelangt war, losließ, und es jetzt seine schönste Zierde, den Kranz, welcher einem jungen Rinde beim ersten Auszuge aufgesetzt wird, und welchen es noch immer trug, vergeblich vom Kopfe zu schütteln suchte. Lange sah der alte Hillebille der schönglänzenden Heerde nach, die dann droben am Bergrande, vom Morgen bis zum Abend in dem frischen Waldgrün weidend, einen halben Mond um das Bergdorf beschrieb. Gott halte, — so sprach er für sich — die Heerde mit ihren strotzenden Eutern in sicherer Hut, und lasse die Hand der Feld-messer und Landtheiler nie dort oben an unsere grünen Weideplätze kommen! Ein Armer, der bei gesundem Leibe nicht mit der Zeit eine Kuh erwerben kann, ist kein braver Mann; die Kuh aber ernährt sich selbst, und so muß es bleiben. Wo keine Hirten mehr sind, da stirbt die Welt ab, da ist kein Leben mehr, ist der Bruder wider den Bruder, hat der Nachbar nichts mehr mit dem Nachbar gemein. Darum erschien auch den Hirten der Engel des Herrn in der Christnacht, daß sie zuerst anbeten mußten vor der Krippe. O, wie erfreut ein Hirtenhorn den Menschen! Darum

wird es auch in der Weihnachtszeit geblasen von Haus zu Haus, und darum war auch stets mein Herz voll Wonne, wenn die Heerde des Dorfes meinem einsamen Meiler im Walde nahte und die Kühe den bläulichen Rauch anstaunten, der daraus aufstieg.

Recht seelenvergnügt beschaute er sich, immer noch stehen bleibend, von dem Eingange seines Gehöftes aus den Frühling, der wieder auf dem Harze eingekehrt war. Wie majestätisch standen die Bergwände zu beiden Seiten des engen Thales! Wie fein und grün sproßte das Gras an ihnen auch in diesem Lenz, und wie funkelte es im Morgenthau! Schon sproßten auch die Blümlein wieder so bunt dazwischen, deren lebhafter Wechsel das Thal berühmt gemacht hat.

Schon kamen in dem sonnigen Morgen die ausziehenden Köhler die enge Bergstraße herauf. Eine Lerche schwirrte an der Berglehne lustig empor, der Lumpensammlerknabe aus Osterode, behängt mit bunten Bändern, Knöpfen und andern Tauschmitteln, zog vor ihnen her durch das Dorf, und der muntere Bursche schien sich nur an ihre Spitze gesetzt zu haben, um auf seiner Pfeife die lustigsten Weisen zu dem Köhlerauszuge zu blasen.

Und welch ein Auszug war das! Mager war das Pferd, das sogleich vor dem ersten Wägelchen ging, aber blühend der zehnjährige Köhlerknabe, der darauf saß und in den Wald zog. Das Wägelchen selbst war einem Zigeunerfuhrwerk ähnlich, nur daß die Plane fehlte, war bepackt mit langen braunen Ranzen und mit fröhlichen Köhlern. Solcher Wagen kamen in

kurzen Zwischenräumen viele an dem alten Köhlermeister Hillebille vorbei, und er sah sie mit Wehmuth in den Wald ziehen.

Neben dem letzten Köhlerwagen her lief ein etwa zwanzig Jahre alter Mensch, Fritz Hirschwechsel, in einem abgetragenen grünen Jägerrocke. „Meister," rief er dem Besitzer des Wägelchens zu, „nehmt mich mit für den ganzen Sommer in den Wald." — „Nein, Fritz," antwortete dieser, „das kann nicht sein, geh' heim und arbeite auf der Hütte, und besuche uns und die übrigen Köhler während dieses Sommers auch nicht im Walde, denn Du hinderst uns ja doch nur bei der Arbeit."

Fritz Hirschwechsel war ein ungerathener Sohn, und zwar der Sohn eines reitenden Försters an einem benachbarten Orte. Seine Bildung war unter dem Stande seines Vaters, ja, man sagte sogar, er sei „ein Bissel avancirt im Kopf," d. h., er habe übergeschnappt, obgleich er von Hause aus gewiß seinen vollen Verstand hatte. Wenn man während seiner Knabenjahre glaubte, er sei in der Schule, so hatte er sich an vorbeiziehende Eseltreiber angeschlossen und ritt auf einem ihrer Esel, auf einem hohen Kornsacke statt des Sattels sitzend, über den ganzen Harz hin, oft bis nach Dresden, welchen Namen freilich bei den Eseltreibern nur scherzweise das preußische Städtchen Osterwiek führt. Solche Reisen machte Fritz Hirschwechsel noch damals, als er vor dem Hause des alten Köhlermeisters vorbeikam, und war bei den Eseltreibern wegen des trägen Wanderlebens, das sie

führen, am besten gelitten. Insbesondere das Harzgebirge kannte Fritz Hirschwechsel in- und auswendig, und es lag ein dumpfes Gefühl für die Schönheiten desselben in dem verkommenen Menschen. Da er überall Verwandte hatte, so rannte er zwecklos von einem Orte zum andern. Früher kam es ihm zu Statten, daß an einem gerade auf der entgegengesetzten Seite des Oberharzes liegenden Orte seine Großmutter wohnte. Seit er aber einst den Jagdhund in's Spülfaß tauchte und an eine ihrer Kühe band, und dann die brave alte Frau mitten in der Nacht weckte, weil eine ihrer Kühe gekalbt habe, wo sie dann anfangs den Jagdhund für ein Kalb ansehen mußte, riegelte auch sie die Thür zu, wenn sie ihn kommen sah. In das Haus seines Vaters lockte ihn nur immer wieder seine Leidenschaft für Pferde. War der Stall, in dem dessen Reitpferd stand, nur einen Augenblick unbewacht, so zog er's heraus und ritt darauf ohne Sattel umher. Wo er keinen Verwandten hatte, besuchte er die Arbeiter im Walde und half ihnen auf das Angestrengteste. Hatte er dann aber auch noch eine warme Suppe mit ihnen verzehrt, so war er plötzlich verschwunden. Am meisten zog ihn das Waldleben der Köhler an. Mehrere Sommer lang arbeitete er in einem „Kohlenhai." Damit er unter Aufsicht gehalten werden könne, eine geordnete Lebensweise führe und sich etwas verdiene, hatte ihn sein Vater als Hüttenmann in Arbeit gegeben. Wenn aber die Lerche sang und im Walde es sich wieder regte, so hatte er vor dem Hochofen keine Ruhe mehr.

In unser großes Köhlerdorf war er diesmal schon vor einigen Tagen auf einem der mageren Pferde eingeritten, welche die Juden zum Verkaufe brachten.

Nun, Fritz, redete ihn der alte Köhlermeister an, als er in seine Nähe kam, wie ergeht's Deinem Herrn Vater, der lange mein Vorgesetzter war und ein sehr wackerer Mann ist?

„O," antwortete Fritz Hirschwechsel, „mit dem stehe ich nicht zum besten, weil ich nicht so viele Complimente machen kann, wie jetzt die Mode ist. Auch will er mich immer nicht auf seinem Pferde reiten lassen."

Seltsam! sprach der alte Köhlermeister. Wenn Dein Herr Vater will, daß Du Dich in Sitte und Ordnung fügst, so meinst Du, daß Du Complimente machen sollst. Aber wohin wolltest Du denn eben, Fritz?

„In den Wald, Meister," antwortete Fritz Hirschwechsel. „Hoffe mit Gottes Hülfe selbst noch einmal Köhlermeister zu werden."

Der Alte lächelte.

Fritz, sprach er, es ist nichts nütze, daß Du ihnen in den Wald nachziehst, wo sie Dich nur hänseln. Mir aber ist es, wenn die Köhler ausziehen und ich bleibe daheim, zu Muthe, wie einem flügellahmen Zugvogel. Tritt auf einige Stunden mit mir in mein Haus; ich muß heute Jemand haben, mit dem ich ein wenig plaudern kann. Darum will ich Dir mein Köhlerleben erzählen. Vielleicht ist aus meiner Lebensgeschichte für Dich ein wenig zu lernen,

und jedenfalls hält sie Dich heute von einer Thorheit zurück.

Sie traten in die, trotz der Frühlingsluft noch stark geheizte Stube des alten Köhlermeisters ein, wo Museken, die Katze, hinter dem warmen Ofen hockte. Aus der Ofenröhre nahm der alte Köhlermeister den Schmoortopf mit dem Hirschkopfe, der dort, so lange er eben reichte, für ihn selbst bereit stand. Er setzte ihn Fritz zum Frühstück vor, und dieser ließ es sich gar wohl davon schmecken. Der alte Hillebille aber erzählte wie folgt:

Ich bin geboren hier im Bergdorfe Lerbach im Jahre 1785. Frühzeitig kam ich als Köhlerknabe in des Vaters Kohlenhai. Die erste Nacht, wo ich im Walde in unserer Köhlerhütte auf der Bank lag und in das Feuer blickte, das mitten in der Köthe jede Nacht brennt, konnte ich kein Auge zuthun, nicht vor Frost, sondern vor Freude. Immerfort sah ich dem Rauche nach, der aus der offenen Thür der Hütte zog und sich in den Kronen der Buchen verlor. Endlich sang der erste Vogel in den Buchen sein Morgenlied, da stand ich auf, setzte mich unter einen der Bäume und betrachtete in der scharfen Nachtkälte den schönen blauen Morgenhimmel über mir. Sonntags kehrte ich mit dem Vater zu der Mutter heim. Wenn wir dann am Montag Morgen wieder auszogen, saß ich auf dem Pferde und hatte gewiß eine schöne Blume am Hute, nur gab es damals noch keine Georginen in unserem Thal, wie jetzt die ausziehenden Köhlerknaben sie tragen, wenn die Jahreszeit sie

ihnen bietet. So war ich also ein „Haijunge," und noch dazu ein recht vornehmer, weil ich nicht gemiethet wurde, sondern weil mein Vater selbst Köhlermeister war. Am Tage des Schützenhofes im Clausthal mußte ich mich so stattlich ankleiden, als es im Walde möglich war, dann gab mir der Vater einen Groschen, setzte mich auf sein bestes Pferd und hieß mich nach dem Schützenhofe reiten. Langsam ritt ich so auf dem großen Pferde durch die Buchen und Tannen, und mir war überaus feierlich zu Sinn, als ging' es in die Kirche, — bloß weil ich aus meinem Walde in eine so große Versammlung von Menschen kommen sollte.

Das Jahr 1805, wo ich bereits zwanzig Jahre zählte, war ein theures Jahr, so daß die Schulkinder einander das Brod abjagten. 1806 starb uns der Vater. Wir Brüder vertrugen uns, wie es immer sein sollte, ohne Gerichtsbarkeit.

Der Aelteste von uns Brüdern, der Hochkopf genannt im Dorfe wegen seiner edlen Haltung, und weil er den Kopf so hoch und würdig trug, erhielt als Köhlermeister die Kohlstelle des Vaters, uns Jüngere miethete er als Knechte. Mein Bruder, der Hochkopf (jetzt ist er lange todt), war ein außergewöhnlicher Mensch, und es hieß, er sei es darum, weil er am Michaelstage geboren sei, und drei Michaelstage, also zwei volle Jahre, an seiner Mutter Brust gesogen habe. Ihm selbst gereichten seine Seelengaben aber nicht zum Segen, denn kaum kann ich daran zweifeln, daß er Geister sehen konnte, wie alle

Leute glaubten, und er selbst mir oft geklagt hat. Zumal erschienen ihm alle Leute in der Nacht, an welche die Reihe kam zu sterben. Oft mußte der Hochkopf in der Nacht das Fenster aufmachen, dann stand so ein Todescandidat unten, und er mußte mit ihm reden, eher konnte er nicht fort und auch nicht eher sterben. Es war dem Hochkopf eine große Last. Sollte bei einem Waldarbeiter ein Unglück geschehen, so kam auch der vorher zu ihm in die Köthe. Ja, er sah wohl einen solchen schon lange vorher um eine Buche beschäftigt, wie immerfort mit unsichtbaren Händen nach ihm gehauen wurde. Vielleicht war aber Alles nur Einbildung, weil er ein kluger und weiser Mann war und sich sehr um das Schicksal der Menschen bekümmerte, und Tod und Gefahr den Leuten an den Gesichtern und an den Verhältnissen abmerkte.

Die Kohlstelle unserer Familie war damals nahe bei dem Rinderstalle auf dem Bruchberge, in welchen die Stadt Osterode des Nachts die jungen Rinder eintreibt, die während der ganzen Sommerzeit nicht heimkehren. Zur Aushülfe hatten wir Ernst Herbstkeil, den Sohn des Feuerholzmeisters, bei uns, einen großen, starken Mann, der den Kopf gleichfalls sehr hoch trug und sehr verständig zu reden wußte, aber sehr thöricht zu handeln pflegte und deßhalb, wiewohl er einer guten Familie des Dorfes angehörte, oft zum Gespött wurde, während mein Bruder immer sehr angesehen war. Einst ging Ernst Herbstkeil in den Rinderstall, den der Hirt hatte offen stehen lassen, setzte sich in der

Milchkammer auf den Boden und trank alle Milch aus, — es war an einem heißen Sommernachmittage, wo er durstig vom warmen Meiler fortgegangen war. Ein fetter Milchduft kam dem Hirten Abends entgegen, sobald er die Thüre des Rinderstalles öffnete, und wie ein Riese saß der starkknochige Herbstkeil unter Satten und Töpfen, die er dicht um sich her geordnet hatte, um sie leicht erreichen zu können, und die er, wie sie ausgetrunken waren, weit von sich warf. Eine Art von Milchtrunkenheit hatte sich seiner bemächtigt, er vermochte kaum sich zu heben. So wurde er förmlich von dem Hirten auf frischer That gepfändet, und mußte allen Schaden, den sein schlechter Spaß angerichtet, mit Zinsen vergüten.

So kam Ernst Herbstkeil bei uns jungen Leuten etwas in Verachtung, und das mußte er gar bald entgelten. Da in der Nähe ein Wasser, und bei diesem ein Schütz oder Wehr war, so hatten wir dort ein schönes Wasserrad aufgestellt, an dessen Anblick wir uns an Sonntagen und Feierabenden vergnügten, und das wir auch vielfach nutzten, denn sogar die Waldarbeiter kamen oft aus dem Holze, ihr Gezähe*) daran zu schleifen. Einst wurde Ernst Herbstkeil veranlaßt, sich auf das leicht umtreibende Wasserrad zu stellen, da öffnete der Hirt vom Rinderhofe, der auch zugegen war, das Schütz, und das Wasser drang so stark an, daß das Wasserrad ihn mit herumriß und er fast ertrunken wäre.

---

*) Arbeitszeug.

Im Ganzen waren wir damals in unserem Kohlenhai behäglicher eingerichtet, als es zu anderen Zeiten vor- oder nachher der Fall sein konnte. Hatten wir doch sogar eine Katze mit im Kohlenhai. Die Kohlenfuhrleute hatten sie mitgebracht. Gingen wir Nachts aus der Hütte zu den Kohlenmeilern, so lief sie mit wie ein Hund. Manchmal war sie acht Tage fort. Wenn dann Einer von uns einmal einen weitern Weg durch den Wald zu machen hatte, und dabei recht rief: „Nix komm!“ so war sie doch wieder bei ihm, und kehrte mit ihm zur Hütte zurück. Im Herbst nahmen wir sie mit nach Haus. Dann machte sie sich Schneebälle vor dem Hause, warf sie in die Höhe und lief dahinterher. Auch befreundete die Katze sich im Winter auf's Beste mit einem Staarmatz, den die Mutter zu Hause hatte, und der im Sommer ihre einzige Gesellschaft war. Oft spazierte er vor dem Hause an dem Bergabhange umher. Wenn aber dann die Mutter vor's Haus trat und rief: „Männeken, Männeken, wo bist du denn?“ so war das Männeken sogleich wieder bei ihr. Oft setzte er sich in der Stube gar behaglich in die Sonne; Fremde, die in's Haus kamen, besah er von unten bis oben, und da er reden konnte, stieß er die possierlichsten Wörter bei ihrem Anblicke aus. Nach dem Tode der Mutter machten wir den Staar unserem alten Förster zum Geschenk, weil er ihm so sehr gefiel. Mit dem alten Manne aß er von allen Speisen, und beide alte Männchen hatten sich so aneinander gewöhnt,

daß sie sich überall suchten, wenn eben Einer den Anderen nicht sah.

Während der Zeit, da ich mit meinen Brüdern und Ernst Herbstkeil Kohlen brannte, überfiel uns einst zur Nachtzeit in unserer Hütte ein entsetzlicher Sturm. Seit ich ihn im Bergwalde erlebte, verstehe ich das Schriftwort: „Die Stimme des Herrn gehet mit Macht; die Stimme des Herrn gehet herrlich; die Stimme des Herrn zerbricht die Cedern; der Herr zerbricht die Cedern im Libanon, und machet sie löcken wie ein Kalb, Libanon und Sirion, wie ein junges Einhorn; die Stimme des Herrn häuet wie Feuerflammen; die Stimme des Herrn erregt die Wüste, die Stimme des Herrn erregt die Wüste Kades; die Stimme des Herrn erregt die Hinden und entblößet die Wälder. Und in seinem Tempel wird ihm Jedermann Ehre sagen.“

Ein schrecklicheres Aechzen kann Niemand gehört haben, als das wir damals von den Buchen im Walde vernahmen. Es war, als wären wir in einem großen Kriegslazareth, von lauter Sterbenden umgeben, bei denen sich die Seele nicht vom Leibe trennen könne. Weil nun zu fürchten war, daß die nächsten Bäume, allein von des Windes Gewalt geworfen, unsere Hütte ganz zerschmettern möchten, so gingen wir endlich hinaus, um sie einzuhacken, damit sie sanfter fielen. Es war aber schwer, hinauszutreten, ohne vom Sturm fortgerissen zu werden. Draußen sah ich unsere mageren und sonst so schwerfälligen Pferde wie scheues Wild vor dem Sturme zwischen

schon gefallenen Bäumen umherrennen. Am anderen Morgen lagen die Baumstämme, wie geknicktes Rohr, um unsere Hütte her. Auch konnten mehrere Tage lang die Wagen nicht bis zu uns durchdringen, welche unsere Kohlen abholen sollten. Ich ging am ersten Morgen nach dem Unfalle hinaus, die Verwüstung anzusehen, um dann aufräumen zu helfen. Ich hatte wohl gehört, daß Geister, und zumal Jungfrauen, in den Bäumen wohnten — während des Sturmes hatte ich mich recht lebhaft daran erinnert, — da war mir's plötzlich, als sähe ich eine solche Jungfrau auf einem umgeworfenen Buchenstamme sitzen. Ich meinte anfangs, daß ich mich täuschte, denn mir war ganz träumerisch zu Sinne, weil nun die herrlichen Buchen, die ich so hoch hatte ragen sehen, so tief zu Boden lagen. Aber es war kein bloßer Traum, was ich sah, denn plötzlich regte es sich auf jenem Buchenstamme, und eine Jungfrau erhob sich, die wirklich darauf geruht hatte. Sie rief mich bei Namen, — es war Fritz Herbstkeils Schwester, welche nachsehen sollte, was aus ihrem Bruder geworden sei und, wie sie mir später oft erzählte, selbst veranlaßt hatte, daß ihr dieser Auftrag ertheilt wurde, weil ihr Herz sie schon trieb, sich auch zu überzeugen, ob ich noch am Leben sei. Ja, sie konnte ihre Freude schon jetzt nicht unterdrücken, als sie mich gesund vor sich stehen sah. Ich zog sie nochmals auf den Buchenstamm nieder, wo ich mich zu ihr setzte, und wo wir mitten unter der Zerstörung des Lebens genossen, denn sie wurde hier meine Braut. Aus Furcht, daß die Genossen über

mein langes Ausbleiben ungeduldig werden möchten, gingen wir dann der Köhlerhütte zu, wo sie uns Allen von den für ihren Bruder mitgebrachten frischen Nahrungsmitteln die erquickendsten Speisen bereitete, während wir mit dem Aufräumen der umgestürzten Baumstämme den Anfang machten. Am Abend begleitete ich meine Braut durch den ganzen Wald.

Meine beiden älteren Brüder heiratheten nun in die Häuser von Schwiegervätern herein. Ich wirthschaftete noch eine Zeit lang mit der Mutter zusammen, und als diese starb, führte ich die Braut als Gattin in mein Elternhaus ein. Da ihre Eltern ihr nichts mitgeben konnten, so mußten wir uns kümmerlich behelfen. Ich zog es nun aber zuweilen vor, lieber bei meinem Schwiegervater, dem Feuerholzmeister, zu arbeiten, wie den ganzen Sommer hindurch als Köhlerknecht zu dienen.

Einst fällte ich auch mit meinem Schwager Herbstkeil Bäume im Walde. Es war ein heller Sommertag und wir lagen, nachdem wir unsere Suppe gekocht und gegessen hatten, hinter den Holzstücken unter schönen würzigen Erdbeeren und ruhten. Die Luft war höchst angenehm, und von allen Bäumen, die noch dastanden, zwitscherten die Vögel. Da sprangen zwei Kinder in den Wald und riefen: „Vetter Hillebille!“ Sie brachten eine Hiobspost, denn ich war daheim entsetzlich bestohlen worden. Mittags hatte meine Frau den Schlüssel in das Giebelfenster gelegt, und als sie heim kam, das ganze Haus leer gefunden. Als wir selbst nach Haus kamen, saß sie auf der

Straßenthürschwelle und weinte laut. Sie begleitete mich jetzt in's Haus, und nun ging's erst an ein rechtes Suchen, was denn eigentlich fehle. Die besten Tücher waren fort, Strümpfe fort, Stiefel fort. Es war damals in der Zeit, wo wir zu dem berüchtigten Königreich Westphalen gehörten, und König Hieronymus von Westphalen bereiste eben unsere Landschaft. Noch hatte ich, ich muß es gestehen, niemals ernstlich über den Umsturz nachgedacht, den wir im Staate erfahren hatten, und der dem Regentenhause so verderblich geworden war. Wie ich jetzt so in die Stube eintrat, fiel mir das Alles mit Centnergewicht auf's Herz, als hätt' ich's mit verschuldet. Ich dachte plötzlich, wie sie Raubbau trieben in unsern herrlichsten Bergschachten, und wie dadurch die Fremden viele der edelsten Gründe, eines augenblicklichen schnöden Gewinnes wegen, für alle kommenden Zeiten an edlen Erzen todt machten. Lebhaft trat mir auf einmal das Wort des Jeremias vor Augen: „Wahrlich, es ist eitel Betrug mit Hügeln und mit allen Bergen. Wahrlich, es hat Israel keine Hülfe, denn am Herrn, unserm Gott.“ Ich dachte, wie unsere Beamten schwelgten von dem unrechtmäßig erworbenen Gute. Es war mir, als ob das Herz brechen wollte vor allem eigenen und fremden Jammer. Die Welt, die Welt, dachte ich, ist einmal aus den Fugen, darum bestehlen sie den Staat, und darum bestehlen sie dich. Es ist nichts als Unordnung in der Welt, nichts als eitel Prassen von fremdem Gut. Das sind Gottes Gerichte, der uns die Prasser, Diebe

und Räuber sendet, und es ist Alles eins, ob sie Kronen, oder ob sie dir Strümpfe und Schuhe nehmen!

Indessen kam's bald heraus, daß es ein fremder Knabe gewesen war, der uns bestohlen hatte. Halb nackt, barfuß und bloß war er in's Haus gegangen und da er sich darin völlig sicher sah, hatte er kindisch sogleich im Hause die allerschönsten Strümpfe angezogen, die ich selbst mich damals kaum bloß anzuziehen unterstand, wenn ich an Sonntagen ohne Stiefel auf meinen Pantoffeln im Dorfe umherstolzierte. Darüber zog er meine besten Stiefel. Das Uebrige, was sich des Tragens für ihn verlohnte, schlug er in ein besonders schönes Tuch, das er vorfand, und vier und einen halben Thaler, unser ganzes Geld, steckte er in die Tasche, — es war mein Lohn von vierzehn Tagen her.

So ging er das Dorf hinauf, sagte dann zu einer dastehenden Frau: er wolle ein wenig in die Erdbeeren gehen und schlug den Weg in ein Seitenthal ein. Die Frau, welche mir dies berichtete und eine andere, die dabei war, nahm ich mit mir. Als wenn man Wildbret sucht, so suchte ich nun mit den Frauen an der Berglehne hinauf, sie auf der einen, ich ebenso auf der anderen Seite. Wir fanden aber keinen Knaben mehr. Als wir das kurze Thal zu Ende waren, kehrten die Frauen um und ich suchte die nahe Harzstraße auf, um ihn weiter zu verfolgen. Hier traf ich mehrere Harzfrauen mit Lasten, welche aussagten: ein Knabe mit schönen Stiefeln und mit einem Bündel sei ihnen begegnet und möge nach der anderen Seite hin die Straße verlassen haben. In

diesem Augenblicke kamen auch schon mein Schwager und mein Schwiegervater zurück, welche, während ich noch mit meiner Frau das Haus nach dem Schaden durchsucht hatte, immer auf der Harzstraße fortgehend, den Dieb, ohne ihn zu kennen, nur nach den gestohlenen Sachen, verfolgt hatten. Sie wollten mich wieder mit zurücknehmen, weil sie meinten, daß alles Weitere vergeblich sei. Doch mir ging der Frevel zu nahe an's Herz und ich sprach: ich muß den Dieb noch weiter verfolgen. Mein Schwiegervater gab mir, da ich keinen Heller besaß, vier gute Groschen und so wanderte ich unruhigen Herzens auf Clausthal zu. Schon auf dem Gasthofe zur Ziegelhütte vernahm ich, daß ein Junge dagewesen sei, der Geld und ein Bündel, in ein schönes Tuch 'gehüllt, gehabt habe. Zu seinem Vergnügen habe er sich eine Fuhrmannspeitsche und eine schöne Schweppe daran gekauft und so habe der Dieb klatschend seine Reise zu Fuß in den neuen Stiefeln, auf seine Art recht behaglich, fortgesetzt. Als ich von der Fuhrmannspeitsche hörte, welche der üppige Knabe sich gekauft hatte und die ihn von jedem anderen Fußgänger unterscheiden mußte, merkte ich bereits den Finger Gottes, der mir helfen wollte und der die Herzen der Menschen lenkt, das des Knaben aber auf sein eigenes Verderben gerichtet hatte. Bald kam weitere Kunde unterwegs, daß ein hübscher Knabe mit einer schönen Fuhrmannsschweppe mit Frauen und Mädchen bis Clausthal hinaufgegangen sei. Mit den Mädchen hatte er sich vor der Stadt hingesetzt und sie dann reichlich von dem ge-

stohlenen Gute mit Tüchern beschenkt. Die Mädchen sowohl als der Knabe waren jetzt verschwunden. Jedoch in dem kleinen Gasthofe „Zu den drei Lindelein" fand sich wieder eine Spur. Die Wirthsfrau erkundigte sich, als ich ihr erzählt hatte, noch näher nach den gestohlenen Dingen. Ich nannte Alles her, besonders den Halsschmuck meiner Frau. Nach dem Halsschmucke erkundigte sie sich nun ganz besonders genau. Um dergleichen, antwortete ich, bekümmern sich Männer gar wenig, aber so viel ist mir bekannt, daß es ein blaues Band mit gelben, goldgestickten Blumen ist. So tragt keine Sorge, erwiderte sie, und verfolgt den Knaben weiter; er ist hier gewesen und mag wohl noch in der Stadt sein.

Nun fand an diesem Tage auf dem Markte gerade der feierliche Aufzug zu Ehren des Königs und der Königin von Westphalen statt, von deren Reise ich schon geredet habe. Es war nicht unwahrscheinlich, daß der leichtsinnige Dieb sich dabei unter die Menge gemischt hatte, um seinen Glückstag noch weiter zu feiern. Um ihn zu finden, war ich genöthigt, mich gleichfalls unter die Menge zu mischen. Wie wenig paßte ihr Jubel zu meiner Trübsal! Große Schaaren von Bergleuten waren militairisch geordnet und sahen fast ehrwürdig aus in ihren schwarzen Baretten mit Federn, in ihren schwarzen Jacken und Hosen. Aber das Ehrwürdige verschwand, wenn man sah, wie Alle sich bemühten, dem fremden und unrechtmäßigen Herrscherpaare zu gefallen. Sie standen oben im Rathhause auf einem vorspringenden Söller.

Gerade darunter stand eine Schaar von Bergleuten, welche die kostbarste Musik machten. Die meisten schlugen ihre Zithern, andere bliesen sogar auf ihrem glänzenden Hinterleder, das sie wie Schalmeien zusammengedreht und an den Mund gesetzt hatten. Während der Musik warf die junge Königin, wie sonst wohl von der gleichen Stelle die rechtmäßige Königin gethan hatte, mit vollen Händen blankes Geld, besonders von den neugeprägten Harzthalern, unter die Leute, die Kopf an Kopf gedrängt dastanden, die Hände ausstreckten und, wenn sie das Geld nicht in der offenen Faust fangen konnten, sich da, wo es niederfiel, jämmerlich darum rauften und schlugen. Da fühlte ich so recht, wie die Welt aus den Fugen war, da eine Königin Geld auswarf, das ihr nicht gehörte, und die Menge sich um das fremde Gut balgte. Hier ist alles locker und los, rief eine Stimme in mir; wie, wenn dir das Gut, das dir genommen ist, im Handumkehren wieder zuflöge? Ich hatte mich bis in die Nähe des Söllers vorgedrängt und als die junge Königin wieder Geld auswarf, streckte ich krampfhaft die Hand aus. Mehr als Ein harter Thaler flog recht unsanft daran, aber ich konnte sie nicht halten, sie fielen unweit vor mir nieder. Gewiß hundert Köpfe bückten sich sogleich, sie zu suchen — ich nicht mit, ich hätte, nachdem ich wieder zur Besinnung gekommen war, das Geld nicht genommen und wenn es ein Anderer für mich aufgehoben hätte. Ich ging meinen Dieb weiter zu verfolgen, von dem ich mich überzeugt hatte, daß er mit

seinen erworbenen Schätzen in diesem Volksauflaufe nicht lange verweilt haben konnte.

Als ich vom Markte wegging, traf ich meine Schwiegermutter an, die sich auch aufgemacht und den schmucken Jungen verfolgt hatte, der uns bestohlen. Sie konnte mir sagen, daß sie in Erfahrung gebracht, wie er sich jetzt in den bei den Gruben befindlichen Zechenhäusern umhertreibe und so sein Geld verthue, auch daß er die Richtung nach der Bergstadt Altenau zu eingeschlagen habe. Diese Richtung schlug ich jetzt auch ein. Als ich draußen auf der Straße nach Altenau in den Tannenwald eintrat, athmete ich erst wieder freier. Ein Kohlenmeiler am Wege verstärkte den harzigen Duft. Das war Gottes Luft, ich fühlt' es, faltete still die Hände und betete recht heiß, daß Gott mir helfen möge.

Horch! wie knarrten da die Gestänge vom nächsten Harzbergwerke der Grube: Segen Gottes! Fürwahr, das war Musik, die meinem Ohre wohlthat, es war die echte, herzerfrischendste Harzmusik Als ich beinahe fröhlich in das Zechenhaus eintrat, das bei der Grube Segen Gottes steht, war der schmucke Knabe, der immer vor mir herzog, auch hier gewesen, aber längst seines Weges fortgegangen. Ich ging weiter und an der Grube: Die alte Dorothee ächzten wieder die Gestänge, und hier hörten sie sich für mich viel trübseliger an, denn in dem Zechenhause zur alten Dorothee wußte man nichts von dem Knaben. So lief ich trostlos bis zur Altenauer Eisenhütte. Der Hochofenmeister Fegefeuer

stand mit seiner Schürze, vom Feuer des Hochofens beleuchtet, das seinen Wiederschein bis auf die Tannen warf, in der Thür der Hütte. Er war mein Vetter. Ich klagte ihm meine Noth, da antwortete er: Nur leise, Vetter, der Junge mit der Fuhrmannsschweppe mag sich nicht getraut haben, in einem Wirthshause Nachtquartier zu nehmen, er hat bei mir ein Unterkommen gesucht; ich gab es ihm aus Barmherzigkeit, er liegt dort im Winkel der Hütte und schläft und schnarcht; von der Fuhrmannsschweppe konnte er sich nicht trennen, sie liegt neben ihm; ebenso das Tuch mit dem gestohlenen Gute. Ich sah nun den hübschen Knaben, von dem ich so viel gehört, auch wirklich in der Ecke der Eisenhütte, wo er trotz des Getöses ruhig schlief, und wo zuweilen ein Funken ganz in seine Nähe flog, wie zum Zeichen, daß das Auge der Gerechtigkeit wachte und die Strafe ihn bald ereilen würde. Wir selbst begaben uns, das gestohlene Bündel mitnehmend, in die Stube des Hochofenmeisters, wo ich übernachtete. Am andern Morgen in aller Frühe mußte der Hochofenmeister den Knaben wecken. Rasch wollte der Junge seine schönen gestohlenen Strümpfe und Schuhe anziehen. Aber: „So haben wir nicht gewettet!" rief der Vetter Hochofenmeister, „reibe Dir nur erst den Schlaf aus den Augen! Hier steht der Mann, dem die schönen Strümpfe und Schuhe gehören. Gott hat ihn hergesandt; er wacht über unsern dunkeln Tannenwäldern so gut, als über Euren goldnen Waizenfeldern in der Magde-

burger Börde, wo Du daheim bist, wie Du mir gestern erzählt hast.“

Der Knabe erschrak heftig. Er starrte in die Gluth des Hochofens, sah die ernsten, schweigenden Männer davor schalten und mochte sich wohl für seinen Diebstahl plötzlich wie in die Hölle versetzt vorkommen. Er wollte entfliehen, aber der Hochofenmeister selbst vertrat ihm mit Würde den Weg.

„Gemach, gemach!“ rief der Hochofenmeister. „Du bist hier noch nicht in der Hölle, sondern nur Gottes Allgegenwart und Auge ist's, was Dich aus diesem Feuer ansieht. Hättest Du gestern es in dem verlassenen, dunkeln und verschlossenen Hause erkannt, wo es Dir beim Stehlen zuschaute und wärest vor der Sünde geflohen, so sähe es heute nicht hier aus dem Hochofen so zornig auf Dich.“

Ich nahm nun das gestohlene Bündel und führte den Knaben zum Gerichtsamtmanne nach Clausthal. Mit seiner schönen Schweppe, mit der er am Tage vorher lustig geklatscht hatte, als er durch die Tannenwälder gezogen war, hatte ihm der Hochofenmeister Fegefeuer die Hände zusammengebunden, und so zog er heute des nämlichen Weges gar trübselig zurück. Den Peitschenstiel mußte er über der Schulter tragen, die schönen Stiefel hatte der Vetter daran gehängt und barfuß trabte er nun daher.

Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man den, den man als seinen ärgsten Feind betrachtet, so ganz in seine Macht gegeben sieht, wie ich den Knaben sah, den ich gebunden durch die Tannenwälder führte.

Wohl erinnere ich mich der Erzählung meiner alten Nachbarin, der Frau Schäker, die als Mädchen der Gelegenheit, an denen, die sie bestohlen hatten, noch außer der gerichtlichen Strafe eine besondere Rache zu nehmen nicht widerstehen konnte. Sie ist gebürtig aus der hannöverschen Harzstadt Elbingerode und war genöthigt, sich in einer benachbarten Stadt zu vermiethen. Sie erwarb im Dienste gar Manches, was sie, da sie einen Bräutigam hatte, meist auf Kleiderschmuck verwendete. Um aber ihre schönen Gewänder recht sicher aufbewahrt zu wissen, trug sie diese alle zu ihren Eltern nach Elbingerode hinauf. Aber was begab sich! Ihrem Vater wurden Betten und eigene Kleidungsstücke gestohlen, ganz besonders aber Alles, was er von seiner Tochter aufzubewahren hatte. Von dem Diebe hatte man keine Spur und der Alte war genöthigt, sich mehrere Tage am Wege nach Blankenburg im Gebüsche zu verstecken und zu sehen, wer etwa mit Gepäck vorbeikäme. Wirklich kam nach einigen Tagen ein verrufener Mann aus Elbingerode, der Betten eingewickelt trug, die er in Blankenburg versetzen wollte und die bei näherer Untersuchung keine anderen als die gestohlenen Betten waren. Durch Prügel wurde er zu dem Geständnisse gebracht, daß er mit seinen Kindern die Kleidungsstücke sehr schlau und sicher in den Zwerglöchern versteckt hatte, welche von Jedermann gemieden wurden, weil man die Zwerge fürchtete. Als man nach den Zwerglöchern eilte, fand sich's sogar, daß die Diebe einen Theil der gestohlenen Kleider dazu verwendet hatten,

einen kleinen Mann, dem der Rock weit auf die Erde hing, als Zwerg auszustopfen und an den Eingang der Höhle hinzustellen, wo er die Kinder, welche zuweilen die Höhle durchkriechen, erschrecken und zurückscheuchen sollte. Auf die guten Kleider der Magd aber war von den Wänden der feuchten Höhle immerfort das Wasser getropft und so waren sie ganz verdorben. Als sie vor Gericht zuerst ihre Kleider wieder sah, jammerte sie laut und der Amtmann mußte der hübschen Dirne ernstlich zureden, denn den Dieben, als sie ihr vorgeführt wurden, wollte sie die Augen auskratzen. Es dauerte mehrere Jahre, bis sie sich wieder verdient hatte, was ihr verdorben war und vorher konnte sie auch nicht an die Hochzeit denken, die zuvor schon ganz nahe gewesen war. Endlich holte ihr Bräutigam sie aus dem Dienst ab, damit die Hochzeit in Elbingerode gefeiert würde, bevor sie hierher zögen. Als sie nun, noch eine gute Strecke von Elbingerode entfernt, an das Ende des Mühlthales gekommen waren, dahin, wo der Vogtstiegberg mit seinem steilen, engen Gange sich zu heben anfängt, begann plötzlich die Braut, zum Erstaunen des Bräutigams, hastig Steine von dem felsigen Wege in ihre Schürze zu lesen. Das Gesindel, welches ihre Kleider verdorben hatte und das er nicht kannte, ging nämlich vor ihnen den Vogtstiegberg hinauf. Es kehrte so eben von Hannover zurück, wo es während dieser Jahre im Gefängniß gesessen hatte, und die Braut konnte sich nicht enthalten, es so lange als möglich den Berg hinauf zu steinigen. Auch mir schienen die grünen

Zweige von den Tannen in dem einsamen Walde zu winken und mich einzuladen, an dem Knaben noch eine besondere Rache zu nehmen. Aber ich dachte nun selbst daran, was der Hochofenmeister Fegefeuer zu dem Knaben gesagt hatte: Gottes Auge schwebt auch über dunklen Tannenwäldern, und so gelangte er ohne Züchtigung von meiner Hand in die Hand der von Gott selbst eingesetzten Obrigkeit.

In Clausthal fand ich meine Schwiegermutter wieder, die schon am Tage vorher die Mädchen ausgekundschaftet, welche der Knabe mit den Tüchern ihrer Tochter beschenkt hatte und sie an diesem Morgen den Dirnen größtentheils wieder abgejagt hatte. Mit ihr ging ich in's Dorf und ließ den Knaben zu Clausthal in den Händen der Polizei. Am nächsten Tage sollte das Verhör beginnen; als ich aber zum Polizei-Commissar kam, befahl mir dieser, den die Last ärgerte, die er von dem Knaben hatte, mürrisch, daß ich für denselben zu essen holen solle. Ich schien nur nach Clausthal bestellt zu sein, um Einkäufe für meinen Dieb zu machen. Ein Termin wurde erst später auf dem Gericht zu Osterode abgehalten. Dort sah meine Frau den Knaben zum ersten Male, und ich hatte Mühe, sie zurückzuhalten, denn auch sie wollte ihm die Augen auskratzen. Was wir wieder erlangt hatten, war vor Gericht gebracht; Schuster, Trödler, Strumpfwirker und Goldschmied waren bestellt, um den Werth der gestohlenen Gegenstände zu schätzen. Vielleicht meinten sie, mir einen Gefallen zu thun, wenn sie Alles ziemlich hoch, zu dreißig Thalern im

Ganzen, angaben. Kaum aber waren sie damit fertig, so wendeten sie sich Alle, wie eine Räuberbande, gegen mich und verlangten Jeder sein Tagelohn von mir. Hier glaubte ich nun, es sei Zeit, mich mit meiner Frau und den wiedergefundenen Sachen so gut als möglich aus dem Spiele zu ziehen, indem ich gern das Wenige, was wir noch nicht selbst wieder herbeigeschafft hatten, dran gab. Nun war es freilich wahr, daß die Gerichte mir in dieser Sache nichts genützt hatten, ja, daß ich meinen Dieb noch hatte bedienen müssen, da ihm doch Andere im Tannenwalde würden vielleicht die Knochen entzwei geschlagen und dann haben liegen lassen. Aber ich konnte mir sagen, daß ich rechtlich gehandelt hatte, nach dem Spruche: „Die Rache ist mein, spricht der Herr!“ Und weil ich auch ferner in allen Fällen mein Gewissen zur alleinigen Richtschnur für mein Handeln machte, so stieg ich immer mehr in der Meinung der Leute, und zusehends wuchs das Vertrauen aller meiner Oberen gegen mich. Von dem Knaben habe ich später gehört, daß er gebessert sei, weil sein erstes Verbrechen mißglückt und ihm daran nichts geschenkt worden war.

Doch war unser Ungemach noch lange nicht zu Ende in dieser verwirrten Zeit, wo alles Gefühl für das Rechte von oben her in sein Gegentheil verkehrt schien. Meine Frau lag krank oben in der Kammer unsers Hauses, ich war eben am frühen Morgen wieder in den Wald gegangen. Da entstand plötzlich draußen Feuerlärm und unser Haus brannte. Dieselben Kinder, welche mich nach dem Diebstahl ge-

rufen hatten, waren auch jetzt wieder die Unglücksvögel, die mich heimbeschieden, als ich diesmal die Arbeit kaum begonnen hatte. Meine Frau war schon in Sicherheit gebracht, da ich heimkehrte, und ich trat sogleich zum Löschen an's Feuer. Wie wir so dastanden in der Morgenfrische, erschien ein altes Mütterchen, die alte Funken, rieb sich die Hände und fror, fing bitterlich an zu weinen und bat: wir möchten sie doch in die Flamme werfen, denn sie habe, in einer Anwandlung von Irrsinn, schon lange eine unwiderstehliche Neigung gefühlt, Feuer anzulegen; bei ihren wenigen Hühnern habe sich ein rother Hahn befunden, den habe sie, da sie von aller Welt verlassen sei, überaus lieb gehabt und ganz besonders gefüttert und gepflegt; aber immer, wenn sie ihn angesehen und er dann zu krähen angefangen habe, sei es ihr gewesen, als riefe er ihr zu: leg' Feuer an! Besonders schrecklich sei es ihr immer anzuhören gewesen, wenn er des Morgens gekräht habe, und ganz vorzüglich an dem heutigen Morgen; da sei sie beim ersten Morgengrauen hingelaufen und habe Feuer an unser Haus gelegt, sobald sie gesehen, daß ich nach dem Walde aufgebrochen sei; wie aber die Flamme aus unserm Hause geschlagen sei und der Hahn noch immer gekräht habe, sei sie in den Stall gelaufen, habe ihm den Hals umgedreht und da sei es gewesen, als fiele es ihr wie Schuppen von den Augen und darum wolle sie nun auch ihre Strafe leiden.

Mehrere Leute gingen hierauf von dem Feuer hinweg nach dem Häuschen der Alten, diese folgte

ihnen nach, und sie fanden wirklich den Hahn mit abgerissenem Kopfe im Stalle liegen und in seinem Blute schwimmen. Sie sperrten hierauf die Alte in den Stall und riegelten die Thür hinter ihr zu, dann eilten sie zurück zum Feuer und holten sie erst später aus ihrem Stalle wieder hervor, um sie zum Richter zu führen. Sie zeigte sich jetzt vollkommen verständig und wurde eine Zeitlang so zu sagen zwischen Gefängniß und Irrenhaus hin und her gestoßen. Meine Frau aber starb, noch ehe sie ihr erstes Kind geboren hatte, in Folge des Schreckens, welchen ihr das Feuer verursacht hatte. Mein Haus wurde von dem geringen Eigenthum der Alten nur nothdürftig wieder hergestellt. Als ich später mich in bessern Verhältnissen befand, mußte ich es noch ganz niederreißen lassen, und jetzt wurde es stattlicher wieder aufgeführt, als es gewesen war.

Wochen und Monate vergingen nach dem Tode meiner Frau, ehe ich wieder arbeiten konnte, und Allen, die mein Unglück kannten, ging es an's Herz. Eines Abends war ich weit im Buchenwalde umhergeschlendert, als hätte ich nichts mehr auf der Welt zu thun, wie auf das Abendliedchen der Vögel zu lauschen, das mir so wohl und so weh that. Da konnte ich mich bei der Erinnerung an meine verstorbene Frau zum ersten Male recht satt weinen, und dann knieete ich nieder und betete zu Gott, daß er mich nicht ganz verstoßen und in der Einsamkeit verkommen lassen möge. Ein schönes helles Abendroth glänzte in diesem Augenblicke durch den Wald und

schimmerte auf jedem Buchenblatte. Siehe, da war mir Alles klar, was ich thun sollte. Du beklagst dich, daß du in der Welt vereinsamen und verkommen mußt, rief eine Stimme in mir, und doch werden jetzt große Heere angeworben gegen die Unterdrücker des Vaterlandes! Du, der du an dir selbst erfahren hast, wie die Welt aus ihren Fugen ist, den sie beraubt und dem sie sein Haus in Brand gesteckt haben — du solltest nicht der Ersten Einer hinzueilen und Recht und Ordnung schaffen helfen? Und wirst du noch vereinsamt und verwaist sein, wenn du viele Tausende von tapferen und biederen Kameraden zählst, mit denen Allen du für König und Vaterland zu kämpfen gewürdigt wirst?

Mein Entschluß war gefaßt und damit stand ich auf vom Gebet unter meiner Buche. Kaum war ich aber in tiefen Gedanken einige Schritte weiter gegangen, da rief eine wirkliche menschliche Stimme mich bei Namen. Fast erschrocken blieb ich stehen. Es war aber Niemand anders, als der Forstmeister von Hammerstein, der mich angerufen hatte und nun fortfuhr: „Ludwig, hättet Ihr nicht auch gern einen eigenen Kohlenhai?“ Gott hatte mein Gebet erhört und wollte, wie es schien, meine kühnsten Wünsche, die ich je gehabt, auf einmal erfüllen. Ich aber blieb fest in meinem Vorsatze und sagte dem staunenden Forstmeister, daß ich jetzt nicht Köhlermeister werden, sondern erst für König und Vaterland kämpfen wolle. Er billigte meinen Vorsatz auch darum, weil er meinte, seine Ausführung möchte meinen

schwergebeugten Geist wieder aufrichten, und gab mir Mittel und Wege zur leichtern Ausführung an.

Es waren schöne, herrliche Tage, die wir nun lebten, — die Waterloo-Medaille ist das größte Kleinod, das ich im Leben errungen habe. Als ich zurückkehrte, wurde ich sogleich zum Köhlermeister befördert. Meinen Kohlenhai erhielt ich auf der Südseite des Brockens, wo ich nichts vor mir sah, als die weiten Brockengebirge, an denen meine Meiler rauchten und mein Heerdfeuer in der Köhlerköthe brannte. Die Pferde, für die der Kaufpreis mir aus der Forstkasse vorgeschossen war, suchten in Moor und Torf ihr Futter. Nur alle sechs Wochen kehrte ich in mein vier Stunden entferntes Dorf heim und mir war gar wehmüthig zu Sinne, wenn ich an Sonntagen meinen Knecht und die „Haijungen" hatte heimgehen lassen und nun auf der Bank der Köhlerköthe lag und durch die offene Thür mit den Augen den Umriß der menschenleeren Berge verfolgte, oder die trübselig weidenden Rosse, oder ganz in der Nähe der Köthe die in den Beeren schaarenweise sitzenden Vögel beobachtete. Jahre lang lebte ich im Sommer so einsam und legte damals den Grund zu meinem jetzigen Wohlstande, denn das Geld für den Ankauf der Köhlerpferde, welches mir aus der Forstkasse vorgeschossen war, hätte ich schon im Herbste des nämlichen Jahres zurückzuzahlen vermocht auch wenn ich die Pferde nicht da wieder verkauft hätte. Meine Nachbarn redeten mir zu, wieder zu freien, aber sie fanden bei mir kein Gehör.

Nachdem also Jahr auf Jahr verflossen war, wurde der Forstrath Brinkmann beauftragt, ein neues Verfahren in der Kohlenbereitung zunächst zu erproben und, wenn es erprobt wäre, allgemein einzuführen. Er durfte sich eine Anzahl von Köhlern auswählen, die er um die herrlich gelegene Bergstadt Lauterberg, welche seitdem durch ihre Wasserheilanstalt berühmt geworden ist, versammelte, und weil ich immer gut mit meinen Vorgesetzten zu verkehren verstand, richtete er sein Augenmerk dabei vor allen anderen Köhlermeistern auf mich. So dampften also unsere Meiler (wir nannten sie „Brinkmanns-Meiler" und setzten etwas darein, daß die schönsten Tannenzweige auf ihre Spitze gesteckt sein mußten) um das freundliche Lauterberg her in den blauen Himmel hinein, und schön sah es sich an, wenn ihr Rauch sich mit den Wolken mischte, die über die in kleine Stücken abgetheilten dunkelgrünen Felder an den Bergen um Lauterberg dahinzogen. Es war unser Stolz, daß unser Forstrath das Recht hatte, mit uns einen Kohlenmeiler, wenn er wollte bloß zu seinem Vergnügen aufbrennen zu lassen. Als der Herbst kam, waren die Versuche beendet und ein großes Köhlerfest wurde um Lauterberg veranstaltet, wozu auch viele vornehme Herrschaften aus der Hauptstadt eingeladen waren. Rings um Lauterberg brannten die Freudenmeiler. Wir Köhler mußten mit unseren Knechten in unserer schwarzen Gesichtsfarbe erscheinen, doch brauchten wir an diesem Tage nichts zu thun und Frauen brachten Moos und alles Andere herbei. Unsere Pferde muß-

ten müßig um die Lustmeiler her und in der Nähe des gewaltigen Menschengetriebes grasen, wie es wohl noch niemals in der Nähe der sonst so stillen Köhlerhütten stattgefunden hat, von deren jeder die hannöverschen Landesfarben weheten.

Die beiden thätigsten und geschicktesten Köhlermeister sollten mit einem silbernen Kranze gekrönt werden, und erwartungsvoll standen wir nun Alle mit unseren schwarzen Gesichtern vor der Frau Forsträthin, die ihn den Würdigsten aufsetzen sollte. Die holde Frau aber nahte sich mir, nachdem der erste Kranz dem ehrwürdigen alten Köhlermeister Füllkorb auf sein schneeweißes Haar gesetzt war, und setzte auf Geheiß ihres Mannes den zweiten Kranz mir auf, dessen Silberglanz gegen meine schwarz-glänzende Gesichtsfarbe seltsam abstach.

Während nun immerfort, dicht neben einander, die Lustmeiler von den Höhen dampften, mußten wir Köhler alle im Freien mit den schönen vornehmen Frauen tanzen. Ich mußte mit der Frau Forsträthin den Tanz eröffnen. Auch bei den späteren Tänzen durfte ich sie auffordern, und während des Tanzes redete sie mir zu, mich wieder zu verheirathen, weil ein Köhlermeister ohne eine Frau, die daheim für seine Wäsche, Kleidung und sonstigen Bedürfnisse sorge, bei seiner Abgeschiedenheit von allen bewohnten Orten auf die Dauer nicht bestehen könne. Meine Lebensweise, sagte sie, habe längst das Mitleid ihres Mannes erregt, und wenn sie auch meine treue Liebe zu meiner ersten Frau wohl zu schätzen wüßten, so möge

ich doch jetzt zu meiner Wiederverheirathung schreiten, weil ein Köhlermeister, für den nicht daheim eine Frau sorge, seinem Dienst auf die Dauer nicht einmal wohl vorstehen könne und seinen Knechten Manches abgehen lassen müsse. Wen aber sollte ich denn freien? fragte ich in Gedanken. Dafür soll bald Rath werden, antwortete die Forsträthin. Sie winkte der blühenden Tochter des alten Köhlermeisters Füllkorb, der den ersten silbernen Kranz erhalten hatte, und flüsterte ihr einige Worte leise zu, worauf das Mädchen die Augen niederschlug. Doch bemerkte ich wohl, daß sie schon früher sich ihrer Zustimmung zu ihrem Plane versichert hatte. Sie legte unsere Hände in einander, das große Köhlerfest wurde zugleich das Fest unserer Verlobung. Am späten Abend — die Lustmeiler dampften noch immer — saßen wir Hand in Hand vor meiner Köhlerhütte und bald darauf verheiratheten wir uns.

Ich wurde nun Vater mehrerer Kinder, ich wurde allmählich älter und älter und immer angesehener bei meinen Vorgesetzten. Denn wenn ein vornehmer Herr etwas unternimmt zum Besten der Staatsverwaltung oder des Volkes, so sieht er leicht, daß er dazu Männer bedarf unter den gemeinen Leuten, die seine Plane verstehen und ihm rathen und helfen. Wer nun unter den Leuten meines Standes Gemeinsinn hat, soll, wenn er nicht gleich erkannt wird, selbst damit hervortreten. Der Lohn wird ihm nicht ausbleiben und der beste Lohn ist ihm zudem die Stimme des Gewissens.

So hatte ich schon Manches gewirkt und Manches erlebt, als es hieß, daß der König unsere Wälder bereisen wolle. Die Bergleute sollten ihn auf dem Markte begrüßen, die Waldarbeiter aber schon am Eingange des Gebirges empfangen. Sie wurden alle in schneeweißen neuen Kitteln, wie sie diese tragen, militairisch bei Osterode aufgestellt mit ihren braunen Ranzen, und es wurde das auf dem Rücken nach hinten übergelegt, wovon das Räthsel sagt: „Es geht in's Holz und sieht nach Haus": die Axt. Auch die Köhler hielten da, die Köhlerknaben waren mit Waldblumen geschmückt, die Köhlermeister hatten Schaufeln in der Hand, als ob sie eben einen Meiler dicht klopfen wollten. Ich saß auf einem schönen Pferde und commandirte, eine ganze nicht mehr allzukleine Tanne in der Hand, die Köhler jung und alt. Das gefiel dem Könige, er merkte sich meinen Namen und befahl zwei Tage darauf plötzlich, ihn zu mir in den Wald zu führen.

Wir hatten damals in unserer Köhlerhütte einen Hahn, der sich so an mich gewöhnt hatte, daß er mit in den Wald ausgezogen war, als der Frühling kam; immer schritt er vor dem Auszuge vor unserem Wägelchen her, als wir in den Wald fuhren, und um unsere Köhlerhütte her und darin nährte er sich von Würmern und von Brodkrumen. Als nun der Zug ankam, der den König begleitete, begann der Hahn so laut zu krähen, daß wir, die wir eben unsere gewohnte Mittagsruhe hielten, Alle davon erwachten. So wie ich den König erblickte, ergriff ich einen grünen

Tannenzweig, der gerade vor der Hütte dalag, schwenkte ihn und begrüßte den König mit dem Harzer Spruche:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
Gott schenke uns Allen ein fröhliches Herz!

Er war darüber sehr erfreut und sagte, wie heimisch es ihm gewesen, als er hierher durch den grünen Wald gezogen sei, und von Zeit zu Zeit zwischen den bemoosten Wurzeln der Buchen die Feuer mit einem Topfe darüber habe lodern sehen, und darunter die kräftigen Bauerngestalten unserer Waldarbeiter, meist nur Vater und Sohn, um ihre Kochtöpfe gelagert und wie sie hinter ihren Buchen hervor so freundlich auf ihn geblickt hätten und aufgestanden wären und ihre Pudelmützen geschwenkt hätten. „Majestät", sprach ich, „hinter diesen Buchen befinden sich die hannöverschen Biwachten im Frieden, die Waldarbeiter aber sind Ihre treuesten Soldaten, und wenn wieder einmal die Kriegstrommel gehen sollte, so lassen Sie das Kalbfell auch durch unsere Buchenwälder gehen, dann kommen unsere Waldarbeiter gewiß alle hinter ihren Kochfeuern hervor und folgen dem Rufe ihres Königs nach. Wenn aber Eure Königliche Majestät Ihre Soldaten glücklich machen wollen, die hier hinter den Buchen in Biwacht liegen, so müssen Sie auch ihre Suppe kosten."

Am Feuer in meiner Hütte stand noch ein kleiner schwarzer Topf mit heißem Wasser. Ich warf etwas Brod, Salz und Rindertalg hinein und so bereitete ich, während der König auf der Bank in der Hütte sich niedergesetzt hatte, die Köhlersuppe, das täg=

liche Gericht aller Köhler und Holzhauer. Dann reichte ich sie dem Könige in dem kleinen schwarzen Topfe und mit dem hölzernen Löffel, wie sie stets gegessen wird. Er aß mit Appetit davon und die Waldarbeiter, deren eine große Anzahl sich nun vor der Hütte versammelt hatte, geriethen darüber in ein wahres Entzücken.

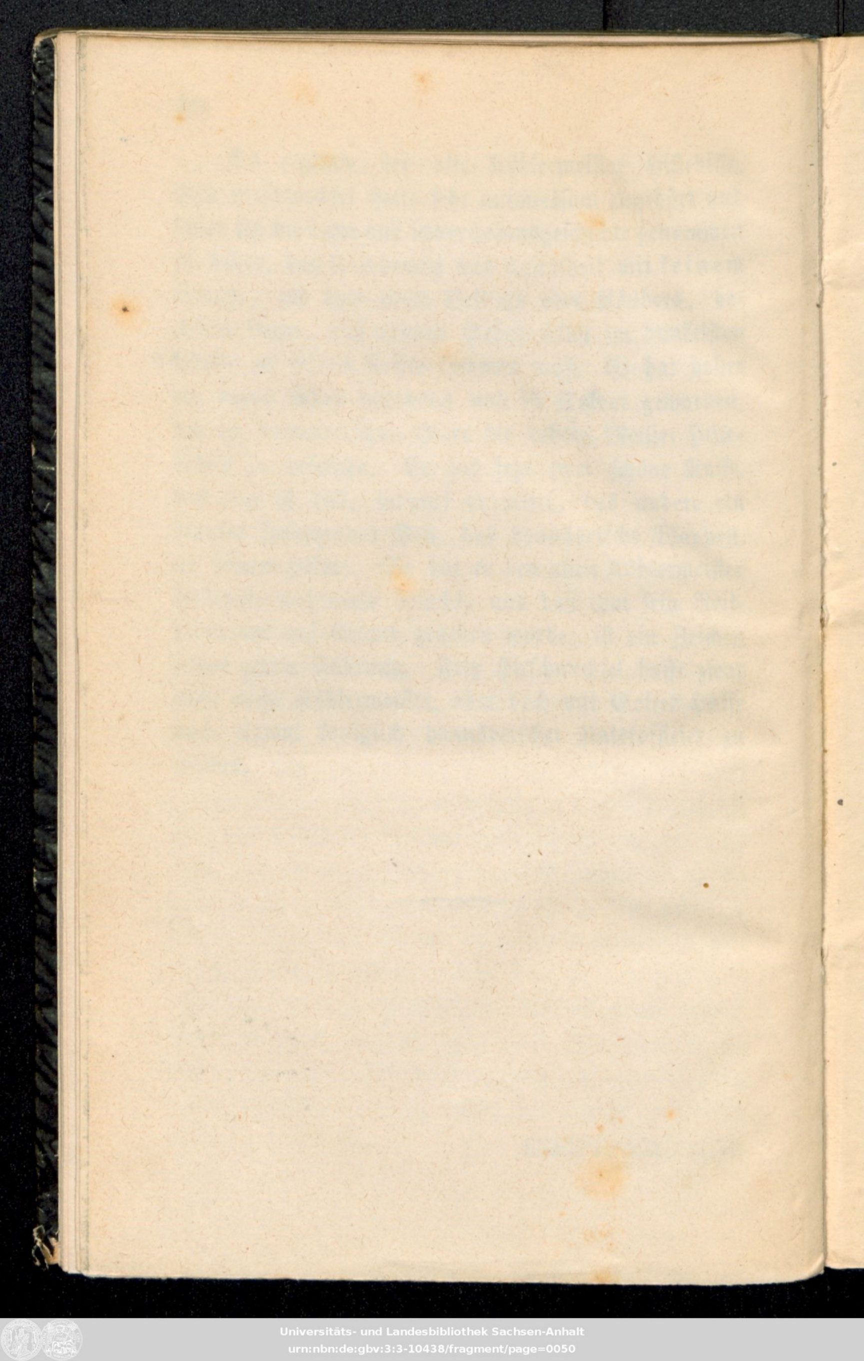
Als der König dies bemerkte, wurde er selbst noch heiterer und freute sich sichtlich, daß ich auf den Gedanken gekommen war, ihm diese Suppe zu bereiten. Er aß den ganzen Topf aus und belobte die Suppe, so daß es Alle hörten. Von endlosem Jubeln und Hochrufen tönte darauf der ganze Wald wieder. Ach, wie war das ein anderer Jubel und auch ein anderer Tag für mich, als da die Bergleute von Clausthal vor dem König von Westphalen auf dem Hinterleder geblasen hatten! Nicht leicht vergeht seitdem ein Mittag im Walde, ohne daß hinter einer oder der andern Buche erzählt wird, wie gut die Köhlersuppe dem Könige geschmeckt habe, und so tragen Alle ihr schweres Geschick leichter, wie der König und ich es an jenem Mittage vorausgesehen hatten, denn er schien mich stillschweigend zu verstehen, als er meinen Kohlenhai verließ.

Seitdem ist auch meine zweite Frau mir abgestorben, meine Kinder sind versorgt und ich habe mich mit einem guten Gnadengehalte zur Ruhe begeben, noch immer aber ist mein Wahlspruch, den ich jedem rechtlichen Manne empfehle: Treu dem König!

So erzählte der alte Köhlermeister Hillebille. Fritz Hirschwechsel hatte sehr aufmerksam zugehört und schien sich die Lehre aus seiner Lebensgeschichte genommen zu haben, daß Unordnung und Unstätheit mit keinem Stande, als dem eines Bettlers oder Räubers, bestehen könne, daß Gottes Gebot selbst im dunkelsten Walde zu seinem Rechte kommen muß. Er hat daher ein neues Leben begonnen und ist Soldat geworden, um im hannöverschen Heere die Lehren Meister Hillebille's zu befolgen. Er hat jetzt zwei schöne Rosse, das eine ist das, worauf er reitet, das andere ein blankes springendes Roß, das hannöversche Wappen, an seinem Helme. So hat er den alten Köhlermeister Hillebille mehrmals besucht, und daß ihm sein Reitpferd mit auf Urlaub gegeben wurde, ist ein Zeichen seiner guten Führung. Fritz Hirschwechsel hofft zwar nicht mehr Köhlermeister, aber doch mit Gottes Hülfe noch einmal königlich hannöverscher Unterofficier zu werden.

Druckerei des Rauhen Hauses.







Das Leben

des

alten Köhlermeisters Hillebille.

Eine Volksschrift

von

Heinrich Pröhle.